

der Zwischenzeit hatte ich zudem einen wesentlich besseren Job gefunden. „Jedes Minenfeld ist eine Goldmine.“ Das merke ich mir, dachte ich und spazierte nach dem Vortrag glücklich nach Hause.

Als ich am nächsten Morgen meine Augen öffnete, war mein Gefühl der Verbundenheit mit Gott und der Welt verschwunden. Es war Montagmorgen. Ein richtiger Montag. Ich wachte müde auf und konnte kaum aufstehen. Ich hatte keine Lust, zur Arbeit zu fahren. Zu spät dran war ich sowieso. Ich kroch aus dem Bett und duschte. Meine Haare machten natürlich nicht das, was ich wollte. Ich zog einfach irgendetwas an. Die Milch reichte gerade für den Kaffee. Eigentlich sollte ich schon seit einer halben Stunde im Büro sein. Ich entschied mich wie so oft gegen das Frühstück und dafür, direkt zu meinem ersten

externen Termin zu fahren. Bei der Autobahnauffahrt begann der Stau.

Als ich meinen kleinen roten Mini mit Rennwagenstreifen auf dem Büroparkplatz zwischen all den Kombis in den verschiedensten Schwarz-Blau-Grau-Abstufungen einparks, wurde ich bildlich daran erinnert, dass ich hier eigentlich nicht hineinpasste.

Ich leitete eine Stabsstelle in einem internationalen Immobilienkonzern, der in Deutschland, Österreich und Osteuropa operierte. An dem Unternehmen, für das ich arbeitete, war an sich nichts auszusetzen. Mein Job war interessant und gut bezahlt. An manchen Tagen musste ich unter Hochdruck dringende Probleme lösen, an anderen besichtigte ich mit Helm und

Sicherheitsstiefeln halbfertige Baustellen, die die nächsten Hauptquartiere cooler Tech-Firmen werden würden. Nach ein paar Monaten im Unternehmen wurde ich gefragt, ob ich Teil des Aufsichtsrats sein wollte – des höchsten Gremiums einer börsennotierten AG. Ich war zu dem Zeitpunkt 32 Jahre alt und somit die jüngste Aufsichtsrätin eines ATX-Unternehmens.¹

Obwohl meine Arbeit spannend war, hatte ich nicht das Gefühl, damit die Welt zu verändern. Anfang des Jahres hatte ich einen schweren Verkehrsunfall gehabt, der zum Glück keine permanenten Gesundheitsschäden außer oberflächliche Narben hinterlassen hatte. Doch die Sinnfrage, die ich mir danach stellte, saß tief. Nun hatte ich all diese Erfahrung, die Ausbildungen, die Sprachen und konnte meine Talente nicht wirklich dazu nutzen, die Leben

vieler anderer Menschen positiv zu berühren.

Mein Büro – mit seinen Glaswänden und dem grauen Teppich – kam mir an diesem Tag wie ein goldener Käfig vor, in dem ich gefangen war und dazu verdonnert, Reports zu generieren, die deren Adressaten rein aus Pflichtbewusstsein lesen würden.

An dem besagten Montag war dieses Gefühl besonders schlimm und ich verfiel in eine gedankliche Abwärtsspirale. Ich ärgerte mich über all die Leute, die das Glück hatten, in scheinbar erfüllenderen Jobs zu arbeiten. Leute, die mit vielen Menschen arbeiteten und ihrer Kreativität freien Lauf lassen konnten.

Ich ärgerte mich über die Nachteile, die ich in meinem Leben gehabt hatte. Meine Eltern konnten mich in meiner Jugend nicht viel unterstützen, da sie in der Zeit selbst zu

kämpfen hatten. Ich durchlebte Phasen der Krankheit und krassen Armut. Während andere ihre Studentenparties genossen, hatte ich eine 64-Stunden-Woche mit Vollzeitjob und berufsbegleitenden Studium. Die Jobsuche danach war nicht unbedingt einfacher. Ich war zwar sehr gut qualifiziert und hatte überdurchschnittlich viel Erfahrung für mein Alter, aber ich war nicht das, was Arbeitgeber in der Finanzbranche damals suchten: ein junger Mann im blauen Pulli von der Wirtschaftsuniversität.

Ich ärgerte mich darüber, dass ich in meinem aktuellen Job ehrlich versuchte mich einzugliedern und dies nicht so funktionierte, wie ich mir das vorstellte. Früher wäre ich einfach gegangen, wenn mir etwas nicht passte. Ich hätte den Job gewechselt oder gleich das Land. Diesmal blieb ich dran, aber scheinbar führte das nicht zum gewünschten Resultat.